

Drei wirtschaftliche Funktionen der Philosophie als Wissenschaft

Ludger Jansen (Münster)

Die öffentliche Popularität, der sich die Philosophie zur Zeit erfreut, schützt die universitäre Philosophie keineswegs vor dem Rotstift der Finanzminister. Die Kürzungen im Bereich der Geisteswissenschaften – und damit auch die Kürzungen im Bereich der Philosophie – haben in der Regel einen finanzpolitischen Anlaß und eine wirtschaftspolitische Motivation. Einen finanzpolitischen Anlaß haben sie, weil in Zeiten knapper Finanzen gespart werden muß. Eine wirtschaftspolitische Motivation haben sie, weil sie offensichtlich von der Meinung getragen sind, bei der Philosophie könne ohne volkswirtschaftlichen Schaden gespart werden. Diese Motivation wird besonders deutlich, wenn in enger zeitlicher oder fiskalischer Verbindung mit Einsparungen im geisteswissenschaftlichen Bereich anderen, sogenannten „praxisorientierten“ oder „zukunftsorientierten“ Fächern mehr Mittel zur Verfügung gestellt werden. Daß diese Investitionen sinnvoll sein können, will ich hier nicht bestreiten. Ich will aber dafür argumentieren, daß Kürzungen im geisteswissenschaftlichen Bereich generell volkswirtschaftlich unschädlich sind. Meine These ist: Die als Wissenschaft betriebene Philosophie hat einen volkswirtschaftlichen Nutzen, auf den eine moderne technische Gesellschaft nicht verzichten kann.

1. Philosophie als Innovationspotential

Es ist ein anerkannter Argumentationstopos, daß die Ergebnisse eines Wissenschaftsbereiches nicht direkt technisch-wirtschaftlich verwertbar sein müssen, um volkswirtschaftlich relevant zu sein. Beispiele solcher scheinbar unnötiger Wissenschaftsbereiche sind etwa die mathematische und physikalische Grundlagenforschung. Im Bereich der Teilchenforschung werden immer größere Beschleuniger gebaut, mit denen Teilchen mit immer höherer Energie aufeinander geschossen werden, um tiefer in die Geheimnisse der Materie einzudringen. Das Argument für die finanzielle Förderung solcher Forschung ist: Die Grundlagenforschung mag keinen direkten volkswirtschaftlichen Nutzen haben, aber irgendwann werden die Ingenieurwissenschaften von ihnen profitieren und eine praktische Anwendung finden.

Einen solchen indirekten Nutzen hat die Philosophie ebenfalls. Analog zur Grundlagenforschung der Naturwissenschaft hat auch die Philosophie ein Innovationspotential, das man nicht unterschätzen sollte. Freilich wird es zumeist sehr langfristig verwirklicht. Aber immerhin sind die empirischen Naturwissenschaften selbst, zusammen mit Psychologie, Soziologie und Ökonomie Resultate des Innovationspotentials der Philosophie. Diese Innovationen waren derart erfolgreich, daß sie sich zu eigenen Wissenschaftsdisziplinen ausdifferenziert haben. Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß dieser Prozeß des Hervorbringens neuer Wissenschaftsdisziplinen aus der Philosophie endgültig abgeschlossen ist. Die moderne Philosophie lebt keineswegs nur von einer zweifelhaften „Inkompetenzkompensationskompetenz“, wie Marquard (1974) dies diagnostizierte. Zum Beispiel ist die theoretische Philosophie eine wichtige Trägerin zu den interdisziplinären Unternehmen der Kognitionswissenschaften und der Bewußtseinsforschung. Und wenn man so will, verdankt sich auch der Computer der Spielerei eines Philosophen mit dem Binärsystem. Denn Leibniz brauchte die Binärzahlen, um herauszufinden, was die Welt im Innersten zusammenhält. Zwei Prinzipien, so meinte er, seien dafür mindestens nötig, zwei Prinzipien wären aber auch schon ausreichend. Denn bereits aus zwei Elementen kann man durch unterschiedliche Kombinationen unendlich viele Dinge bilden. Denn, und jetzt kommt das Binärsystem ins Spiel, die Eins und die Null

reichen ja auch aus, um die unendlich vielen natürlichen Zahlen notieren zu können. Und nach dieser Analogie könnte sich auch alles zusammensetzen aus dem einen Gott und dem Nichts: „Cuncta ex Ente puro et nihilo prodeant.“ (Leibniz, De Organo sive Arte Magna cogitandi, Akademie-Ausgabe VI/4A, 157-160, 158. Vgl. dazu Gurwitsch (1974, 53-55). Den Hinweis auf diesen Text verdanke ich Karin Hartbecke.)

Auch die Philosophie hat also ihre Teflonpfannen, ihren „spin off“. Natürlich, Leibniz hat nicht philosophiert, *um* das Grundprinzip der digitalen Datenspeicherung zu entdecken. Da verhält sich die Philosophie ganz analog zur bemannten Raumfahrt: Man hat ja auch nicht nicht Astronauten zum Mond geschickt, *um* beschichtete Bratpfannen zu erhalten. Nichtsdestotrotz wurde im Rahmen des Raumfahrtprogrammes auch die Technik entwickelt, mit der man Schnitzel braten konnte, ohne daß sie anbrennen. Wieder verhält sich die Philosophie ganz analog: Während Leibniz seinen metaphysischen Spekulationen nachging, hat er das Prinzip der binären Codierung zufällig entdeckt, das dreihundert Jahre später die Technik und unsere Lebenswelt drastisch verändert hat.

2. Philosophie als Bildungsermöglichungsbedingung

Noch wichtiger als das Innovationspotential der Philosophie ist vielleicht eine zweite Art des indirekten Nutzens, bei dem sich der indirekte Nutzen nicht in einer ungewissen Zukunft, sondern bereits in der Gegenwart oder der nahen Zukunft ergibt.

Eine moderne technische Gesellschaft benötigt hochqualifizierte Arbeitskräfte. Deren Qualifikation besteht aber in vielen Fällen nicht mehr darin, daß sie ein bestimmtes Handwerk oder eine bestimmte Wissenschaft oder Technik erlernt haben, sondern vor allem darin, daß sie sich wandelnden komplexen Situationen anpassen, neue Informationen, Argumente oder Theorien schnell und sicher bewerten können. Diese Sekundärfähigkeiten werden unter anderem durch das wissenschaftliche Arbeiten während des Studiums erworben, durch „learning by doing“. Dies gilt für alle Wissenschaften. Und doch kommt der Philosophie eine besondere Bedeutung zu. Denn um festzustellen, ob ein Argument ein gutes Argument und eine Theorie eine gute Theorie ist, braucht man Kriterien und Maßstäbe. Die Philosophie ist nun diejenige Wissenschaft, die nicht nur Theorien überprüft, sondern auch die Maßstäbe für die Bewertung von Theorien reflektiert. Entfällt diese Meta-Reflexion, so drohen Diskussionen schnell dogmatisch zu werden und verlieren ihr innovative Kraft; wissenschaftliche und technische Entwicklungen werden gehemmt oder lahmgelegt.

Ein Gedankenexperiment mag dies veranschaulichen: Was passiert, wenn ein differenziertes Forschungsergebnis zum Handbuchwissen wird? Es verliert an Komplexität. Was passiert, wenn bei der Verfassung der nächsten Handbuchgeneration einfach aus dem vorhergehenden Handbuch abgeschrieben wird? Ich wage die Prognose: Die Komplexität des ursprünglich erarbeiteten Sachverhaltes wird immer mehr reduziert bis schließlich ein knapper einprägsamer Slogan übrig ist, der so einfach ist, daß er nur noch falsch sein kann.

Das Gedankenexperiment zeigt, daß nicht nur für die Gewinnung neuen Wissens, sondern auch für die Tradierung von Wissen eine gewisse intellektuelle Anstrengung nötig ist. Abschreiben oder Auswendiglernen reicht nicht aus. Wünschenswert ist natürlich, daß das Wissen noch vermehrt wird, daß das Forschungsergebnis noch an Substanz gewinnt, indem es modifiziert, präzisiert und kritisiert wird. Nun müssen aber auch die Maßstäbe solcher Kritik erarbeitet, weiterentwickelt und tradiert werden. Dies aber ist Aufgabe der Philosophie. (Insbesondere gilt dies natürlich für die allen Wissenschaften gemeinsamen Bewertungsmaßstäbe, also die „Gemeinplätze“. Aber auch die den Einzeldisziplinen jeweils eigenen Maßstäbe können Gegenstand entsprechender wissenschaftstheoretischer Reflexion

werden.) Ohne eine aktive Philosophie werden die Bewertungsmaßstäbe selber zum Handbuchwissen, verlieren an Komplexität und Brauchbarkeit. Eine solche Verkümmern ihrer Bewertungsmaßstäbe kann aber nicht ohne Folgen für die Einzelwissenschaften bleiben.

Keineswegs müssen alle Naturwissenschaftler ein Philosophiestudium abschließen, um arbeitsfähig zu sein: Das wird bereits durch den Augenschein widerlegt. Aber es ist heute wichtiger denn je, die genannten Sekundärfähigkeiten breiten Kreisen der Bevölkerung zu vermitteln und das ihnen zugrundeliegende Wissen weiterzuentwickeln. Philosophen kommt dann eine Multiplikatoren-Funktion zweiter oder höherer Ordnung zu. Sie bilden (unter anderem und mit anderen) diejenigen aus, die ihrerseits diejenigen ausbilden, die Ingenieur oder Manager oder Journalist werden: die Lehrer. Diese müssen als Multiplikatoren die Grundlage für die Ausbildung der Sekundärfähigkeiten schaffen, die dann im Studium weiter ausgebildet werden. Dies wäre ohne die in der Philosophie betriebene Meta-Reflexion nicht möglich. Philosophie als Wissenschaft ist daher eine wichtige Bildungsermöglichungsbedingung. Sie sorgt als Multiplikatorin zweiter (oder höherer) Ordnung mit dafür, daß die Sekundärfähigkeiten auf dem hohen Niveau ausgebildet werden können, das die Gesellschaft braucht.

3. Philosophie als Orientierungsdienstleister

Drittens darf man nicht vergessen, daß die Philosophie durchaus auch direkten Nutzen bringt. Die Komplexität unserer modernen Welt bringt viele Herausforderungen mit sich, in denen Philosophen als Experten konsultiert werden können. Der wissenschaftliche Fortschritt konfrontiert uns mit immer neuen technischen Möglichkeiten, von denen nicht klar ist, ob es gut ist, sie zu nutzen. Hier ist die normative Ethik gefordert, Kriterien und Bedingungen zu erwägen, in Tuchfühlung mit der Metaethik, die wiederum die Bewertungsmaßstäbe für diese Kriterien reflektiert. Der Philosophie wird als Orientierungsdienstleister ein immer wichtiger werdender Anteil an der Klärung des Selbstbildes von Individuum und Gesellschaft zukommen. Sie kann und will zwar keine „richtigen“ Antworten geben, aber sie kann Zusammenhänge aufzeigen, Fragen klären, Argumente abwägen. Um das ganze Ausmaß dieser direkten Dienstleistungen der Philosophie zu bewerten, wird ihr Einfluß auf das Bruttosozialprodukt ein unzureichender Maßstab sein. Einen wesentlichen Einfluß können sie aber auf die Lebensqualität derjenigen Menschen haben, denen sie hilft, sich in ihrer jeweiligen Situation zu orientieren.

4. Geld ist nicht alles

Nun mag man ergänzen wollen: „Erstens hat die Philosophie doch auch unabhängig von ökonomischen Überlegungen einen ganz eigenen, intrinsischen Wert. Und, zweitens, wird eine Gesellschaft, die nur aufgrund von ökonomischen Überlegungen handelt, ziemlich bald vor die Hunde gehen.“ Ich habe keine Probleme, diesen beiden Thesen zuzustimmen. Wer auch immer davon überzeugt ist, daß die Philosophie einen intrinsischen Wert hat, wird um so leichter davon zu überzeugen sein, daß man sie sich nicht „sparen“ sollte. Denn es gibt schließlich auch Dinge, für die es sich lohnt, Geld auszugeben. Doch wenn man nur auf den intrinsischen Wert abhebt, besteht eben die Gefahr, daß bei Geldknappheit vorschnell der Rotstift gezückt wird, worauf Malter (1988, 32) zu Recht hinweist. Aus diesem Grund ging es hier nur um den ökonomischen Wert der Philosophie, was aber keineswegs ausschließt, daß sie auch andere, vielleicht noch wichtigere Werte realisiert.

Es gibt, zweitens, auch gute Gründe dafür, daß eine komplexe Gesellschaft aufgrund ökonomischer Überlegungen allein ihre Komplexität nicht aufrecht erhalten können:

Rechtsprechung, Moral, Wissenschaft und Kunst gehorchen anderen Regeln und sprechen eine andere Sprache als die Wirtschaft, und das ist gut so. In der Philosophie geht es, wie in allen Wissenschaften, nicht darum, Geld zu machen, sondern um die Suche nach der Wahrheit, so wie es in der Rechtsprechung um die Gerechtigkeit und in der Kunst um das Schöne geht. Obwohl diese sozialen Systeme andere Ziele als die Wirtschaft haben, haben sie natürlich trotzdem wirtschaftliche Auswirkungen: Kunst wird gehandelt, Richter und Anwälte müssen von ihrem Einkommen leben, das Machtmonopol des Staates garantiert stabile Randbedingungen für eine wirtschaftliche Entwicklung. Ich habe zu zeigen versucht, daß auch die Philosophie positive Auswirkungen auf die Wirtschaft hat. Ich wollte nicht dafür plädieren, alle gesellschaftlichen Aktivitäten nur noch in ökonomischen Werten zu messen. Vielmehr wollte ich zeigen, daß selbst nach Maßgabe eines ökonomischen Maßstabes der Nutzen der Philosophie nicht zu unterschätzen ist.

5. Ausblick

Eine moderne technische Gesellschaft kann auf Philosophie nicht ohne volkswirtschaftlichen Schaden verzichten. Ich habe diese These begründen, indem ich gezeigt habe, daß Philosophie ein Innovationspotential hat, daß Philosophie eine Bildungsermöglichkeitsbedingung ist, und daß Philosophie ein Orientierungsdienstleister ist. (Die von Malter (1988, 32) aufgeführten vier „gesellschaftsnützlichen Momente“ erweitern meine wirtschaftlichen Punkte um wichtige soziokulturelle Leistungen der Philosophie. Dies alles sind gewichtige Argumente gegen die Skepsis von Lobkowitz (1974, 87) hinsichtlich des Nutzens der Philosophie.) Diese Überlegungen entspringen einer konkreten politischen Stimmungslage und sind durchaus zur Verwendung in ebendieser politischen Stimmungslage gedacht. Politiker, die über die Finanzierung des Hochschul- und Wissenschaftssystems zu entscheiden haben, sollten wissen, daß die Philosophie bei aller angeblichen Weltfremdheit wichtige volkswirtschaftliche Funktionen hat und daß sie keineswegs ein überflüssiger Luxus ist, auf den eine Gesellschaft ohne Schaden verzichten kann.

Literatur

A. Gurwitsch (1974), Leibniz. Philosophie des Panlogismus, Berlin-New York: de Gruyter.

R. Malter (1988), Vom natürlichen Weltbewußtsein zur philosophischen Reflexion, in: Krummacker, H.-H., Hg. (1988), Geisteswissenschaften – wozu? Beispiele ihrer Gegenstände und ihrer Fragen. Eine Vortragsreihe der Johannes Gutenberg-Universität Mainz im Wintersemester 1987/88, Stuttgart: Steiner, 21-34.

N. Lobkowitz, Die Situation der Philosophie in den bestehenden Wissenschafts-Institutionen, in: Baumgartner, H.M./Höffe, O./Wild, C., Hg. (1974), Philosophie – Gesellschaft – Planung. Kolloquium Hermann Krings zum 60. Geburtstag, München: Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung, 82-88

O. Marquard (1974), Inkompetenzkompensationskompetenz? Über Kompetenz und Inkompetenz der Philosophie, ND in: ders. (1981), Abschied vom Prinzipiellen, Stuttgart: Reclam.